



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1927

12 (1927)

Caritasblüten

Nr. 12

1927



Weihnachtsgedanken.

Laß mich, Mutter, laß mich gehen
Mit St. Joseph und mit dir,
Droben Stern an Sternlein stehet
Als des Himmels schönste Zier.
Mühsam lenket ihr eure Schritte
In der Stadt von Haus zu Haus,
Nirgends hört man eure Bitte,
Ach, man weist euch nur hinaus.
Still, geduldig und ergeben
Suchet ihr den kalten Stall;
Er, der allen gibt das Leben,
Der da schuf das Weltenall,
Findet nirgends eine Wohnung.
Auch die Mutter, zart und rein,
Findet nirgends eine Schonung,
Nirgends läßt man sie hinein.

Mutter, laß uns nicht mehr gehen
Von St. Joseph und von dir,
Bis wir Jesum ewig sehen,
Unser Glück und unsere Zier! m. s.

Ja, o Mutter, laß mich gehen
Mit St. Joseph und mit dir,
Laß mich dann dein Kindlein sehen
Mutter lieb, ich bleib bei dir.
Möchte gerne euch begleiten
In der eis'gen Winternacht
Und ein Bettchen schon bereiten
Mit den Engeln still und sacht,
Für das liebe Gotteskindlein,
Das uns alle so beglückt;
Mutter hüllt es sanft in Windlein,
Joseph froh ans Herz es drückt.
Leg es auch in meine Arme,
Dann bin ich, wie nie, so reich!
Aller Menschen dich erbarme,
Mach uns deinem Bilde gleich!



Wunderbare Heilung unserer Schwester M. Inviolata in Courdes im Sept. 1927.

„ . . . Denn wo Menschenhilfe bricht,
Mangelst doch die deine nicht.“

Schwester, ich habe keine Hoffnung mehr für Ihr Leben. Ich rate Ihnen zu dieser Reise nicht ab, aber auch nicht zu. Reisen Sie im Vertrauen auf Gott.“ Das war das letzte entscheidende Wort des Hausarztes, als er am Vorabende der Abreise der schwerkranken, noch so jungen Schwester um Rat gefragt wurde, ob sie die Reise nach Courdes, worauf ihre Angehörigen und sie selbst noch die einzige Hoffnung setzten, doch wagen soll. Wer die Kranke sah, konnte nicht begreifen, daß sie je noch Courdes erreichen würde. Aber ein unbegrenztes Vertrauen, gestützt von einem inneren Drang, dort Hilfe zu suchen, gab dem siechenden Körper einen fast übermenschlichen Mut, mit Erlaubnis der Vorgesetzten und auf den heißen Wunsch der Eltern hin, sich zur Teilnahme am Pilgerzug zu entschließen, der von Saarbrücken aus zur Gnadenmutter in die Pyrenäen zog.

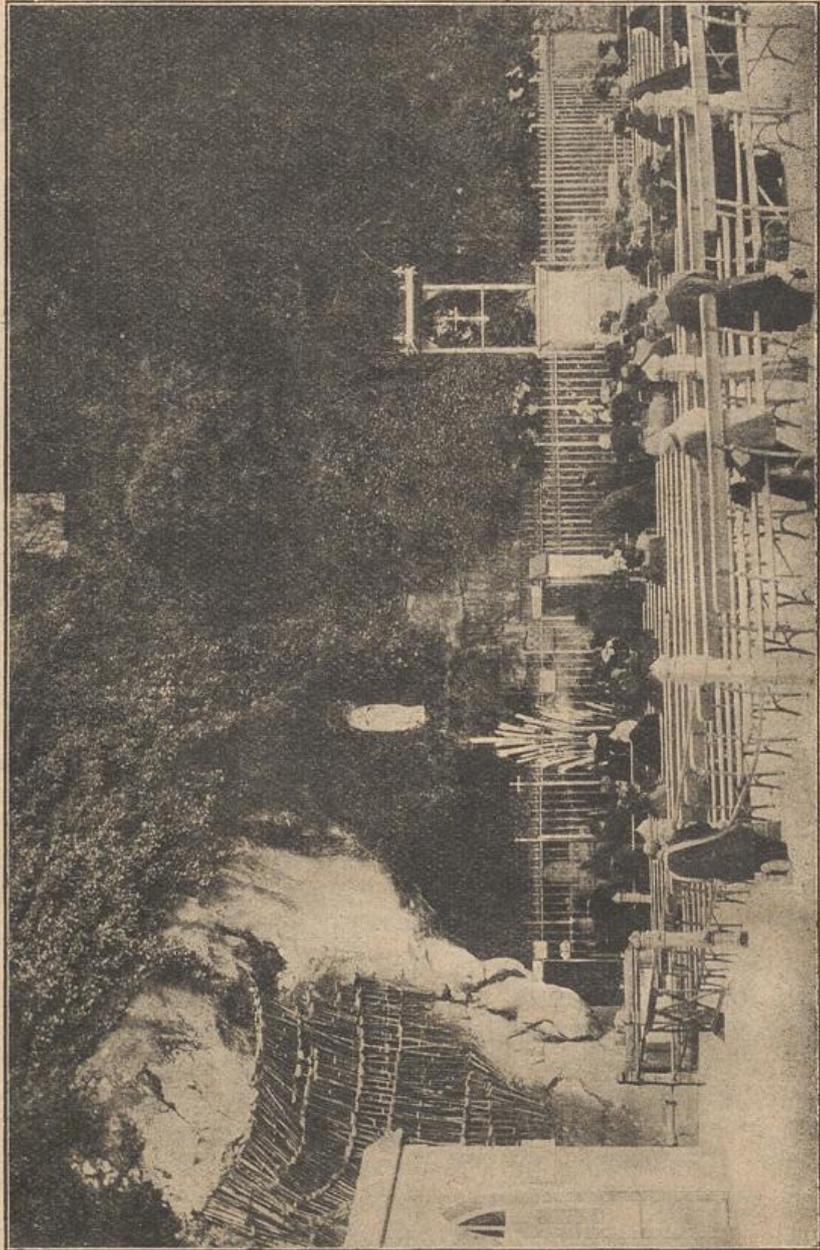
Am 23. August reiste unsere Kranke in Begleitung einer Mitschwester erst nach Saarlouis II ab, um sich noch vorher in unserer dortigen Filiale etwas zu erholen. Ihr Zustand verschlimmerte sich und volle drei Wochen lag sie zwischen Leben und Tod, nachdem sie bereits über drei Monate nur mehr etwas kalten, schwarzen Tee und Zwieback zu sich nehmen konnte. Je mehr die Kräfte zurückgingen, desto stärker wuchs das Vertrauen der Kranken.

Am 19. September sollte der Pilgerzug von Saarbrücken aus abreisen. Schwester Inviolata, abgemagert zu einem Skelett, trat mutig in Begleitung unserer Krankenschwester M. Hermiona sowie ihres Vaters und ihres geistlichen Herrn Bruders die Reise an. Auf der Hinfahrt wurde Lisieux, die Grabstätte der kleinen heiligen Theresese, besucht. Aber schon auf dem Rückweg von der Gnadenstätte bis zum Bahnhof mußte schleunigst ein Auto benützt werden, um die Kranke noch lebend in den Zug zu bringen. Es wurde ein eigenes Krankentuppee bestellt, denn der Zustand verschlimmerte sich so, daß sie auch nicht mehr den kleinsten Schluck Wasser behalten konnte. Inzwischen rückte das ersehnte Ziel immer näher. Nur eine Stunde noch und Courdes ist erreicht. Man versuchte es, die fast Sterbende anzukleiden und ans Fenster zu bringen, damit sie wenigstens die Mutter Gottes aus der Ferne begrüßen könne. In Courdes angekommen, brachte man sie sofort in ein Hotel. Ihr Bruder meinte nun: „Nehmen wir sie mit zur Grotte, denn wenn sie doch sterben muß, so soll sie wenigstens zu Füßen der lieben Gottesmutter sterben.“ Das herrliche „Ave“

klang den Pilgern schon von der Ferne entgegen; die Lichterprozession war in vollem Gang und am Schluß des bekannten Courdes-Liedes brauste ein mächtiges Kredo durch die Lüfte. Der Eindruck war überwältigend. Die Kranke war wie sterbend. Man brachte sie ins Hotel zurück. Die Kräfte gingen sichtlich zurück und erst am Donnerstagmorgen konnte man es wagen, sie am Arme führend zur Grotte zu bringen, wo sie die heilige Kommunion empfing; für den Heimweg mußte ein Wagen bestellt werden. Nachmittags 3.45 Uhr erhielten alle Kranken, jeder allein, den Segen mit dem Allerheiligsten. Schwester Inviolata wurde aber immer schwächer, sagte aber zu Schwester Hermiona: „Wollen wir fest vertrauen; meine Stunde ist eben noch nicht gekommen. Je schlimmer es mit mir wird, desto mehr will ich vertrauen.“ Eine schwere Nacht stand ihr bevor. Niemand dachte mehr an eine Genesung. Freitag morgen wurde sie zum Tode vorbereitet. Trotzdem wagte sie es noch, sich nachmittags ins Bad an der Grotte bringen zu lassen. Die Krankenschwester konnte sich der Angst nicht erwehren, daß man sie ihr nicht mehr lebend aus demselben zurückgeben werde und rief: „O Mutter, hilf, es ist noch nie erhört worden, daß hier jemand tot aus dem Bade gebracht wurde.“ Und die Mutter erhörte die Bitte. Rasch wurde sie wieder im Krankenwagen zur Grotte zurückgebracht. Sie verlangte nun dringend, daß man sie zur Sakramentsprozession fahren wolle, wo jeder einzelne Kranke wieder den heiligen Segen erhält. Schon stehen die Krankenwagen alle bereit. Einer der hochwürdigsten Herren Bischöfe naht sich mit dem Allerheiligsten in der Hand und segnet auch kräftig unsere Schwester Inviolata. Im selben Augenblick geht ein Zucken durch ihre Glieder — die fast Leblose regt sich — fühlt keine Schmerzen mehr — aller Augen heften sich auf sie. „Ich bin ganz gesund, o ganz gesund“, sagte sie zur Krankenschwester. „Lassen Sie mich aus dem Wagen, um der lieben Mutter Gottes auf den Knien zu danken.“ Die Krankenschwester jedoch konnte es nicht glauben und ließ sie nicht aus dem Wagen. „Bleiben Sie im Wagen und danken Sie so dem lieben Gott. Der deutsche Pilgerzug hat die Begünstigung, nochmals einen extra Segen zu bekommen. Vielleicht wird Ihnen da geholfen!“ „Aber ich bin wirklich gesund“, rief Schwester Inviolata, „fahren Sie mich zur Grotte, damit ich dort für meine Heilung danken kann.“

Bruder und Vater standen sprachlos, mit Tränen in den Augen vor ihr. Man brachte sie dann ins Hotel zurück. Die anderen nahmen an der Lichterprozession teil. Als die Krankenschwester zurückkam, fand sie die wunderbar Genesene halbtot im Bette. Temperatur 35,5, Puls 37. Alle glaubten, es habe nun die Stunde der Entscheidung geschlagen und sie machten sich mit dem Gedanken vertraut, Schwester Inviolata als Leiche nach Hause zu bringen. Diese aber sagte mutig,

obwohl sie nicht mehr sehen konnte und ihre Umgebung nur an der Stimme erkannte — auch den Priester, der schnell herbeieilte, sah sie nicht mehr — „laßt uns das Magnifikat beten.“ Darauf reichte ihr Schwester Hermiona als letzten Ver-



Grotte in Courdes.

such ein Ei mit Kognak. Und, o Wunder, es kam nicht zurück. Später erhielt sie noch eine Tasse Kaffee; auch diese blieb. Morgens 6 Uhr versuchte die Krankenschwester ein drittesmal, der Kranken zu trinken zu geben. Diese aber fühlte keine

180

Schmerzen mehr, nur der durch die schwere, unheilbare Magen- und Darmkrankheit gefolterte Körper war bis zum Tode geschwächt, daher die Zaghaftigkeit der Krankenschwester, an die Genesung zu glauben. Darauf entfernte sich die Krankenschwester, um zur Kirche zu gehen. Jetzt hielt es Schwester Inviolata nicht mehr aus. Sie stand auf, kleidete sich selbst an und wollte zu Fuß zur Grotte gehen, um die heilige Kommunion zu empfangen. Man fand es jedoch ratsamer, daß sie den Wagen benütze. Nach der heiligen Kommunion überfiel sie ein solches Hungergefühl, daß sie schleunigst ins Hotel zurückkehrte. wo ihr Vater in seinem Zimmer, noch nicht von der Heilung überzeugt, den Tränen freien Lauf ließ. Die Genesene eilte, ein Liedchen singend, zu ihm und beteuerte ihm, daß sie ganz gesund sei und schon Milch, Kaffee und Brötchen gebraucht hätte. Um ihn aber zu überzeugen, befahl er ihr, eine Birne, die er auf dem Tische liegen hatte, zu essen. Aber nichts mehr machte ihr Beschwerde. Wie glücklich war das schwer geprüfte Väterchen!

Heiße Dankgebete stiegen zum Himmel empor. Schwester Inviolata, die Totgegläubte, nahm an der gemeinschaftlichen Mahlzeit teil, betete betrachtend in der Rosenkranzkirche die 15 Geheimnisse, verrichtete mit ihrem geistlichen Bruder und einigen Pilgern die beschwerliche Kreuzwegandacht, nahm abends an der Lichterprozession teil, die 1 $\frac{1}{2}$ Stunden dauerte und ging umher, als wäre sie nie krank gewesen, obwohl sie ein volles Jahr mit dem Tode gerungen hatte. Die Begeisterung der anwesenden Pilger aus den verschiedensten Nationen war so groß, daß die Schwester immer wieder von der Menge ganz umringt war, bis aus tausend Kehlen ein lebhaftes Dankgebet und Dankeslied zu Ehren der himmlischen unbefleckten Mutter weithin schallte. Vor der Abreise war es dem geistlichen Bruder der Geheilten, Hochwürden Herrn Vikar Korne, vergönnt, in der Basilika ein feierliches Hochamt zu halten. Wie wird das „Gloria in excelsis Deo“ und bei der Präfation das „Gratias agimus Domino Deo nostro“ aus dankerfülltem Herzen zum Himmel empor gedrungen sein! Mit welchen Gefühlen der tiefsten Erkenntlichkeit, der Liebe und des Vertrauens zur Helferin der Christenheit traten die Pilger ihren Heimweg an! Wird man da nicht lebhaft im Geist ins Heilige Land versetzt, wo Christus, der große Wundertäter, umherging, allen Wohltaten spendend, und wer weiß, wieviele seiner zahlreichen Wunder der stillen Fürsprache seiner gebenedeiten Mutter zu danken waren, die ihrem Sohne folgte — bis zum Grabe!

✽

Was Gott will erquicken,
Kann niemand ersticken.

Allelei aus der Mission.

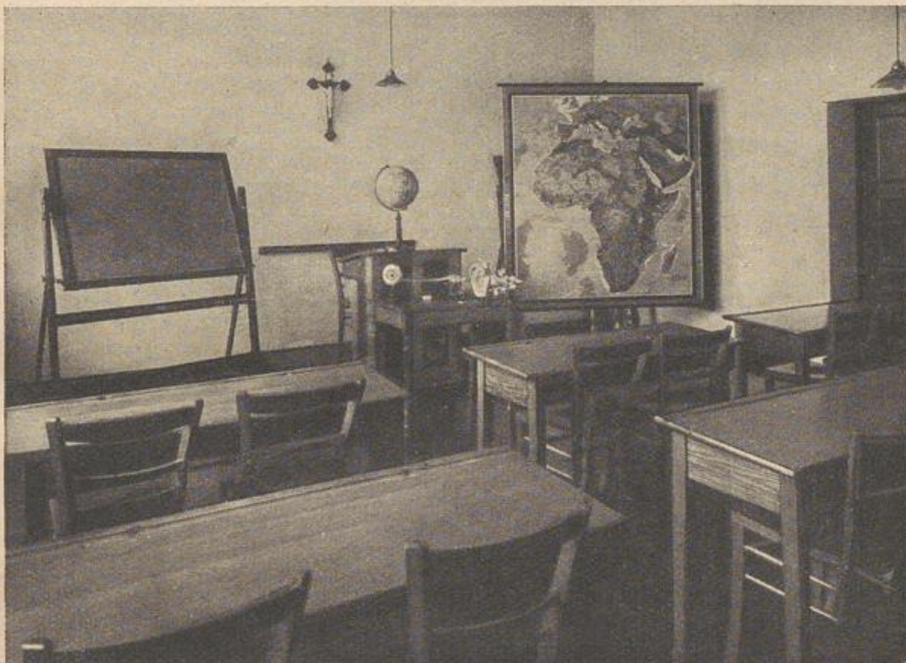
Aus Koviens-Convent, De Wildt, Transvaal. An einem Sonntagmorgen wurde ich zu einem franken Kinde gerufen, einem kleinen Mädchen, das ungefähr fünf Jahre alt war. Es war keine Aussicht mehr auf Genesung. Die Eltern gehörten einer Sekte an, welche ein Eingeborener selbst gegründet hatte, und die den Namen trägt: „Transvaal-Basuto-church“. Nachdem ich das Fieber aufgenommen hatte, machte ich mir noch etwas zu schaffen, um eine Gelegenheit erspähen zu können, das Kind zu taufen; denn ich mußte sehr vorsichtig sein. Dann versprach ich den Leuten, nachmittags wieder zurückzukehren.

Als ich zum zweiten Male die armselige Wohnung betrat, fand ich den Gründer dieser Sekte am Krankenbett. Man erzählte mir von ihm, er sei ein „hoher Mann“, ein Bischof. Seine Anwesenheit jagte mir Schrecken ein; denn wie sollte ich nun das Kind taufen können, das bereits in den letzten Zügen lag. Der „hohe Herr“ war mir gegenüber sehr freundlich, ließ aber das Kind nicht aus seinen Augen. Nun bemerkte ich, daß die Füße schon ganz kalt wurden, und bat darum die Leute, sie möchten etwas warmes Wasser bringen, damit wir der kleinen Kranken ein heißes Fußbad geben könnten. Sofort brachten sie eine kleine Wanne mit warmem Wasser, und der sogenannte „Bischof“ tauchte das Kind, es stets in seinen Armen haltend, in das Wasser. Meine innere Verlegenheit wurde immer größer; denn mein einziger Wunsch war, dem Kinde heimlich die heilige Taufe spenden zu können.

Schon fing es an zu dunkeln; der Atem des Kindes wurde immer kürzer und noch hatte ich mein Ziel nicht erreicht. Dazu stand mir noch ein weiter Weg bevor, um nach Hause zu kommen. Nun machte ich noch einen anderen Versuch. Ich bat den „hohen Mann“, er möchte das Kind ins Bett zurücklegen und dessen Füßchen fest und warm einpacken, was er auch ganz gehoramsft tat. Während er damit so eingehend beschäftigt war, daß er gar nicht nach dem Kopf der Kranken umsah, vollzog ich schnell die heilige Taufe. — Er hatte es nicht gemerkt. Ich aber war übergücklich und eilte froh nach Hause. Das war ein schöner Sonntag für mich.

Aus Usandavi. Unsere Neugründung ganz tief im Innern Afrikas fordert manches ungewohnte Opferchen; aber auch stille verborgene Freuden. Wir sind nur zu zweien und müssen auf eine dritte Schwester mit großer Geduld noch warten. Anfangs war es uns beiden oft recht unheimlich zumute; aber nach und nach fanden wir, daß die Wasandavi im großen ganzen lange nicht so verdorben sind wie die Küstenbewohner, sondern noch gute, einfältige und harmlose Leute sind. Hätten wir nur Kleider, um sie zu bedecken.

Unsere kleinsten Plagen hier sind flinke, winzige Flöhe, die sich in die Haut festsetzen und einem viel Arbeit machen, um sie wieder herauszubringen; aber schlimmer als diese kleinen Plagegeister sind die Schlangen. Eines Abends, es war zur großen Regenzeit, hatten wir unseren gewöhnlichen Rundgang bei den Kindern, in den Stallungen usw. gemacht, und wollten in unser Haus zurückkehren, als Schwester Ephrem mich plötzlich am Arme faßte und schrie: „Eine Schlange! Eine große Schlange!“ Ja, dieses Ungeheuer lag gerade vor unserer Schlafzimmertüre und richtete sich in die Höhe, als wir kamen. Rasch suchten wir Stöcke, um uns damit zu bewaffnen; aber die



Missionschulklasse in Neuenbeeken.

Schlange war verschwunden, ehe wir den Kampf beginnen konnten. Uns beiden war und blieb es ungemütlich an diesem Abend und wir steckten unsere Moskitoneze so fest zu wie noch nie. Am folgenden Abend lag eine junge, nicht weniger schlimme Schlange unter dem Bette von Schwester Ephrem. Mit einem Stock konnten wir ihr den Garaus machen; aber unwillkürlich drängte sich noch einmal die bange Frage auf unsere Lippen: Was wird wohl noch kommen? — Plötzlich gegen Mitternacht wurden wir durch ein heftiges Geschrei eines unserer Mädchen, das allein in einem Raum schlief, aufgeschreckt. Immer wieder hörte man: „Mama, eine Schlange! eine Schlange!“ Als wir die Türe öffneten, stürzte das arme Mädchen halb wahnsinnig vor Schrecken heraus. „Ich hörte, wie die Schlange eine Ratte

verschlang, die ganz erbärmlich schrie, und ich fühlte, wie sie sich auf meinem Bette bewegte. Als ich Licht machte, stand sie da und fauchte mich an; dann verschwand sie, ich gehe wirklich nicht mehr in dieses Zimmer, um zu schlafen.“ Als wir beiden Schwestern am andern Morgen das Zimmer durchsuchten, fanden wir die Spur einer großen Schlange; aber auch ein Loch in der Wand, durch welches die Schlange entkommen ist. Die folgende Nacht verlief still und ruhig. Den nächsten Morgen kamen die Kinder uns schon auf dem Wege zur Kirche entgegen und riefen: „Heute nacht hat die alte Schlange vor Ihrer Haustürtrappe geschlafen; und wirklich konnte man auch die Spuren gut sehen. In der folgenden Woche wurden uns zwei schöne Kühe von Schlangen getödet. Sie kamen abends noch anscheinend gesund von der Weide heim und waren nach einer Stunde schon tot. Unter den vielen Sorten, die von diesen lästigen Ungeheuern hier hausen, gibt es eine ganz gefährliche. Wer von dieser Schlange gestochen wird, macht keine drei Schritte mehr und stirbt. Sobald diese Schlange aber jemand gestochen hat, hängt sie sich selbst irgendwo auf und verendet.

Mariannahill. Über die in diesem Jahre in Afrika stattgefundenen Feiern der ewigen Profesz. In Mariannahill hatten Schwester Rosalia, Elvira und Bathildis das große Glück, ihre ewigen Gelübde ablegen zu dürfen. Nach langer Vorbereitung und fünftägigen Exerzitien sprachen sie mit fester, froher Stimme ihr heiliges Gelöbniß aus, und zwar im Moment, da der Priester mit der heiligen Hostie vor ihnen stand, um ihnen dann den Heiland selbst zu reichen. Es ist dies wohl einer der ergreifendsten Augenblicke. Jede der älteren Mitschwestern fühlt sich zurückversetzt zum Tage ihrer eigenen ewigen Profesz und in jeder jüngeren steigert sich die Sehnsucht nach gleichem Glücke.

Der hochwürdige Herr Bischof leitete selbst die langen Zeremonien und hielt eine ergreifende Ansprache. An solchen Tagen empfiehlt man sich gerne dem Gebete dieser Glücklichen. Was könnte der liebe Heiland ihnen auch abschlagen? Es ist nicht nur ein Segenstag für das betreffende Haus, sondern für die ganze Provinz, für alle Mitglieder der Genossenschaft. Am Abend dieses schönen Festes gab uns der liebe Gott zwei deutliche Beweise seiner väterlichen Vorsehung. Zunächst sandte er uns den so lang ersehnten, notwendigen Regen, und dann gewährte er einer Schwester besonderen Schutz. Und das kam so: Die Schwester, welche an der Pforte schläft, holte, als sie sich zur Ruhe rüstete, wie gewöhnlich die Waschsüssel unter dem Bett hervor, um Waschwasser hineinzugießen. Da war die Schüssel heute auffallend schwer, und als sie hineinschaute, streckte ihr eine große Schlange den Kopf entgegen. Erschreckt ließ sie die Schüssel fallen, schloß die Zimmertür, damit das

Reptil nicht entweichen und im Hof andern nicht gefährlich werden konnte, und holte Hilfe. Nach kurzem, hartem Kampf erlag die über ein Meter lange Schlange der Übermacht. — Abends meinte die Schwester, es handle sich um eine Hauschlange, die minder giftig ist, aber am nächsten Morgen sagte eine eingeborne Frau: „Schwester, wenn diese dich gebissen hätte, so wärest du jetzt nicht mehr am Leben.“

Die Schlangenschlacht fand gerade statt, als die Gemeinde sich zur Ruhe begab und jedes aus uns fühlte sich besonders angetrieben, für Gottes mächtigen Schutz zu danken.

In **Triashill** war ebenfalls der 2. Februar der große Freudentag für Schwester Mamerta und Schwester Daria, während in Ostafrika Schwester Veridiana und Schwester Adjuta an der Reihe waren. Schon lange harrten die Glücklichen auf diese Stunde. — Endlich brach der schönste Morgen ihres Lebens an. Die Glocken erkönten, die Orgel erbrauste und leise klang es vom Chöre:

O heiliger Morgen, vom Himmel entfacht,
Wo bräutlich in Sorgen die Seele erwacht,
Daß rein sie erscheine und blumig geschmückt,
Wenn Jesus, der Reine, als Braut sie beglückt!“

Die Auserwählten knieten vorne bei der Kommunionbank. Der weiße Schleier war mit einem Kränzchen von sieben roten Rosen geziert — ein Sinnbild der sieben Blutvergießungen des himmlischen Osterlammes, das uns alle mit seinem kostbarsten Blute erlöste. — Bald traten sie hin zum Altare, um den ewigen Schwur öffentlich abzulegen und den Ring, das Symbol der Treue, zu empfangen. Was machten nun unsere schwarzen Krausköpfchen, für welche ein derartiges Schauspiel etwas ganz Neues war? Ja, liebe Leser und Leserinnen, ihr solltet sie nur gesehen haben! Sie konnten nicht genug schauen. Obwohl unsere Kinder sich sonst in der Kirche ehrerbietig betragen und selten herumgucken, so waren doch an diesem Tage aller Augen auf diese Schwestern gerichtet. Schade, daß die Kinder nur zwei Augen hatten! Den Schluß der kirchlichen Feier bildete das freudige Tedeum, Großer Gott, wir loben dich, welchem das deutsche Lied folgte: „Jesus mein! Groß ist stets die Liebe dein . . .!“

Ja, sein göttlich Herz strömt über von Liebe für die Menschenkinder; aus dieser Quelle floß sein kostbarstes Blut bis auf den letzten Tropfen, auch für die armen Heiden. O mögen unsere jungen Missionarinnen und glücklichen Bräutchen ihren Wunsch und ihre Bitte erfüllt sehen und recht viele Seelen dem Eucharistischen Heilande zuführen können!

Aber nicht nur für die Heiden beteten sie an ihrem Freudentag, sondern auch für ihre lieben Angehörigen und alle unsere Wohltäter der trauten deutschen Heimat. „Verleihe gnädiglich, o Herr, allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

Schw. M. Gildarda.



Die Missionsprokura in tausend Nöten.

Ein Harmonium für die Missionschule. Da muß das Christkindchen bei wohlthätigen Herzen anklopfen, denn die vollständige Einrichtung dieser so notwendigen Schule kann die Prokura nicht bewältigen. Auch gebrauchte Lehrbücher, wie z. B. englische Wörterbücher usw. Dann Schultafeln, Griffel, Federn, Bleistifte, Hefte usw. Dieses alles nimmt das Christkindchen gerne an. Und wieviel Bettelbriefe aus Afrika liegen am Schreibtisch!

Da flehen sie so inniglich:	Baumwollfaden, Nähmaschinen,
Ach schick uns doch, wir bitten dich:	Ach, und ein Harmonium,
Bänder, Schnüre, bunte Knöpfe,	Ja, wir bitten schön darum!
Löffel, Gabeln, Küchentöpfe,	Und auch einen Apparat.
Suppenschüsseln, Teller, Pfannen,	Der noch alle Glieder hat
Tassen und auch Kaffeekannen.	Denn du wirst es ja wohl wissen,
Kinderkleidchen, Lendentücher,	Daß der unsrige verschliffen.
Nadeln, Scheren, Bilderbücher,	Schöne Bilder sollst du haben,
Fingerhüte, Zählmaschinen,	Wenn wir einen neuen haben.



Die Medizinflasche.

(Walezo-Zanzibar.)

Die heiße Zanzibarsonne schüttete ihre Gluten auf das flache Dach des Ausfährigenheims von Walezo und auf den schmalen Weg, der aus dem Land hin zur Türe führte. Ein Neger kam auf diesem herbeigerannt im Schweiß seines schwarzen Angesichtes. „Schwester, Schwester!“ rief er durchs Fenster und nahm sich kaum Zeit, zwischen den einzelnen Worten seinen schnellen, pfeifenden Atem auszuschnaufen. „Schwester, hilf! Ich bin krank!“ Dabei schaute er darein, als habe ihn schon der Tod am Genick.

Die Schwester unter der Türe musterte den merkwürdigen Patron. Sie konnte von Krankheit nichts entdecken, nichts von Ausatz oder Fieber. Nur überanstrengt schien der schwarze Schwerenöter. Der feste, gedrungene Körper dampfte und der

Riemen an der Brust ging über dem klopfenden Herzen auf und nieder. „Du kommst von weit her?“ „Fünf Stunden bin ich gelaufen.“ „Dann mußt Du ruhen.“ „Nein, nicht ruhen, sondern gesund machen.“ Er winselte es wie ein weinendes Kind und zwang sich, zehnmal hintereinander zu schlucken. Dabei verdrehte er vor Schmerz die Augen nach allen Richtungen der Windrose. Dann fuhr er mit den dicken Fingern ein duzendmal die Beine auf und ab. Er hatte Hals- und Knochenweh. Das sollte das Herz der Schwester erweichen. Nach diesem Manöver streckte er ihr eine Kürbisflasche hin. „Füllen, mit Medizin füllen, und ich werde gesund.“ Das Barometer seines weinerlichen Gesichtes stand auf Sturm und Verzweiflung.

Wie die Schwester die Flasche nahm, wurde es etwas heller. Und als sie dieselbe bis zum Rande voll braunen Saftes zurückbrachte, schwanden die letzten Wolken. „Dreimal des Tages mußt du davon trinken.“ Der Mann sog das Wort ein, wie den Spruch eines Zauberers. Aber dem dunklen Gesicht stand das schönste Wetter. Er lachte mit seinem breiten Mund bis hinter die Ohren. Die großen Schaufelzähne zwischen den roten Lippen und die funkelnden Augen blinkten verschmitzt. Hinter seiner Miene stand etwas ganz Listiges. Bei der ersten Palme des Heimwegs kam es auf. Warum bis nach Hause warten! Er spitzte hinter dem Stamm zurück, ob ihn jemand sähe. Die Luft war rein. Der Kork flog aus dem Hals der Flasche. Die Medizin rann durch die gierige Kehle. Hernach probierte der Patient Gurgel und Füße. Kein Zweifel. Die Arznei tut Wunder. Ein paar duzendmal wird geschluckt und bald das rechte, bald das linke Bein gehoben. Dann geht es fort. Die Leute auf den Feldern lachen und staunen. Zuvor noch ist er gehumpelt wie ein lahmer Affe. Jetzt zieht er tapfer aus. Dann bleibt er wieder stehen. Wieder fliegt der Korken aus der Medizin. Wieder gurgelt weithin hörbar der Trank in das Innere des Schwarzen. Wieder geht es weiter. Jetzt kommt er in den lustigsten Trab. Nach dem siebten oder achten Trinken rennt er querfeldein in der Richtung nach Hause wie ein Geheilte des heiligen Evangeliums nach Matthäus, Markus oder Lukas.

Die Schwester hatte inzwischen an den Betten ihrer ausfägigen Pfleglinge den sonderbaren Kunden längst vergessen.

Da schreckte sie ein wahres Indianergeheul aus ihren Samariterwerken im großen Raum drinnen. Sie eilt ans Fenster.

„Schwester, Schwester, er kommt wieder!“ schallt es in vielstimmigem Chorus an ihr Ohr. „Wer?“ „Der Fremde von heute morgen.“ Wirklich, die leere Flasche in der einen Hand, mit der anderen sozusagen wie ein Sünder an die Brust klopfend, schlich der Mann herbei. Sie soll es ihm verzeihen, . . . daß er die Flasche schon am Weg öffnete . . . und daß er sie leer trank, bevor er heim kam . . . und daß er gesund sei . . . und

sie solle ihm den Krug gleich nochmal füllen. Er trinke ihn daheim dann dreimal des Tages, daß das Böse gewiß nicht mehr ihm in den Hals und die Knöchel fahre.

Die Schwester machte ihm den Krug so voll, daß der Saft über den Rand lief, als sie den Korken darauf setzte. Der andere lachte ihr aus Dankbarkeit fünf Minuten lang ein pfeifendes Konzert vor. Dann machte er sich auf den Heimweg, ohne bei der Palme stehen zu bleiben.

Vier Wochen darauf brachte ein Nachbar des Geheilten der Schwester einen Strauß lachender Bananen für ihre allmächtige Medizin.



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Dann ging ein ohrenbetäubendes Jammern, Heulen und Wehklagen los; fetischistische Zeremonien wurden vorgenommen, Reden gehalten, Ziegen und Hühner geopfert; dem Vater und der Mutter des Verstorbenen wurde der Kopf rasiert und zum Schluß begaben sich die Weiber in Prozession an den Fluß und warfen alles hinein, was dem T. ten gehört hatte. Man bot auch mir von dem geopfertem Fleisch an; weil aber das L. pfer unter heidnischen Gebetsformeln geschehen und nebenbei mit dem Fleische nichts weniger als reinlich umgegangen worden war, schlug ich es ab.

Die folgende Nacht fiel nicht besser aus als die vorhergehende. Als der Morgen graute, stand ich schon am Flusse, um zu sehen, ob das Wasser noch nicht abgenommen hätte. Auf dem Rückwege ins Dorf begegnete ich zwei Neger, welche an die Küste reisten.

„Es wird gehen“, sagten sie. „Weiter oben haben wir einen Baum quer im Fluß liegen sehen; dort werden wir hinübersehen.“

Das gefiel mir. Kommen diese hinüber, dachte ich mir, so werden wir auch hinüberkommen. Meine Leute sträubten sich erst dagegen. Als sie aber sahen, wie ich auf dem untergetauchten Baumstamm hingehend glücklich (as andere Ufer erreichte, da kamen auch sie mir nach. Es war kein trodenes Fädchen mehr an mir; aber was lag daran! Die Hauptsache für mich war, daß ich weiterreisen konnte. Auch diesmal gingen wir den ganzen Tag im Wasser einher, stießen aber auf kein besonderes Hindernis mehr, bis erst in der Nähe des Dorfes, wo wir übernachten sollten. Dort war uns der Weg abermals durch einen hoch angeschwollenen Bach versperrt. Wir hielten Rat, was da zu tun wäre. Die Neger haben überhaupt nicht viel Wit; aber bei derlei Anlässen wissen sie sich immer zu helfen. Es lag auch hier ein halb verfaulter Baumstamm im Wasser; er reichte ungefähr bis in die Mitte des Baches. Da gingen nun meine Neger, schleppten, was sie an Ästen und sonstigen Holzstücken finden konnten, und häuften dieselben bis zum Baume auf; binnen einer halben Stunde war der Übergang fix und fertig. Freilich lag er vier bis fünf Fuß unter dem Wasserpiegel. Dies war aber ohne Belang, denn die ganze Mannschaft setzte darüber mit Saß und Pack; nur ich nicht, ich war kurzweg hinübergeschwommen.

Der andere Tag war der schrecklichste meiner Reise. Ich hatte vor mir den sogenannten „Pory von Mkata“. Dieser Pory ist eine nach allen Richtungen

hin unabsehbare Wüste, deren Einförmigkeit nur hie und da durch kleine Palmblüthe unterbrochen wird. Während der trockenen Jahreszeit ist dort kein Tröpfchen Wasser zu finden; regnet es aber, dann bleibt, weil der Boden lehmig und undurchdringlich ist, das Wasser stehen und werden die Pfade glitschig und fast ungangbar. Diesmal aber stieß ich nicht auf ein bißchen Regenwasser, sondern auf eine förmliche Überschwemmung. Von 6 Uhr morgens bis 5 Uhr abends, die Zeit, die ich zum Übersetzen brauchte, war ich alles in allem keine Viertelstunde außer Wasser. Meist ging es mir bis an die Knie, oft aber auch bis an den Gürtel. Schon am Morgen hatte der Himmel sich entwölkt; die Sonne glühte fürchterlich; so groß war die Hitze, daß ich den Lauf meiner Flinte nicht anrühren konnte, ohne mich zu verbrennen. Während ich nun mit dem Unterkörper in kaltem Wasser stand, triefte ich infolge der Sonnenhitze und der Anstrengungen, die ich machen mußte um voran zu kommen, vor Schweiß am Oberkörper.

Zum Frühstück hatte ich nichts als eine Tasse Tee und etwas Zwieback genommen; um die Mittagsstunde war ich am Verschmachten. Ich lehnte mich an einen Baum, sitzen konnte ich nicht wegen des Wassers, und erwartete den Mann, welcher den Proviant trug. Mit einem Imbisse kehrten auch Kraft und Mut wieder.

Je weiter ich vorrückte, um so mehr schien die Wüste sich auszubreiten. Endlich, gegen 5 Uhr abends, gelangte ich in die Nähe von Mkata. Dort traf ich zufällig mit dem Boten, welcher die Briefschaften des Herrn Bloyet nach Usagara trug, zusammen; er hatte mehrere Zeitungen bei sich. So erschöpfte und durchnähte ich auch war, so fiel mich doch die Lust an, eine Zeitung zu lesen. Ich lehnte mich auf einen Holzstapel und entfaltete die letzte Nummer. — Ein Zeitungsleser an solchem Ort, unter solchen Umständen, das war ein Bild zum Abkonterfeien! — Es war darin die Rede von Jules Ferry, von den Chinesen usw.; als ich sah, daß man in Frankreich noch immer dieselbe gehässige Verfolgungspolitik betrieb wie früher, da hatte ich genug; ich klappete das Blatt zu, gab es dem Boten zurück und marschierte weiter.

Ich hatte einen tiefen Sumpf vor mir; dieser vertrieb mir mit einem Schlag alle politischen Grillen. Jenseits des Sumpfes angelangt, stand ich am Ufer des Mkatastromes und vor der berühmten Brücke gleichen Namens.

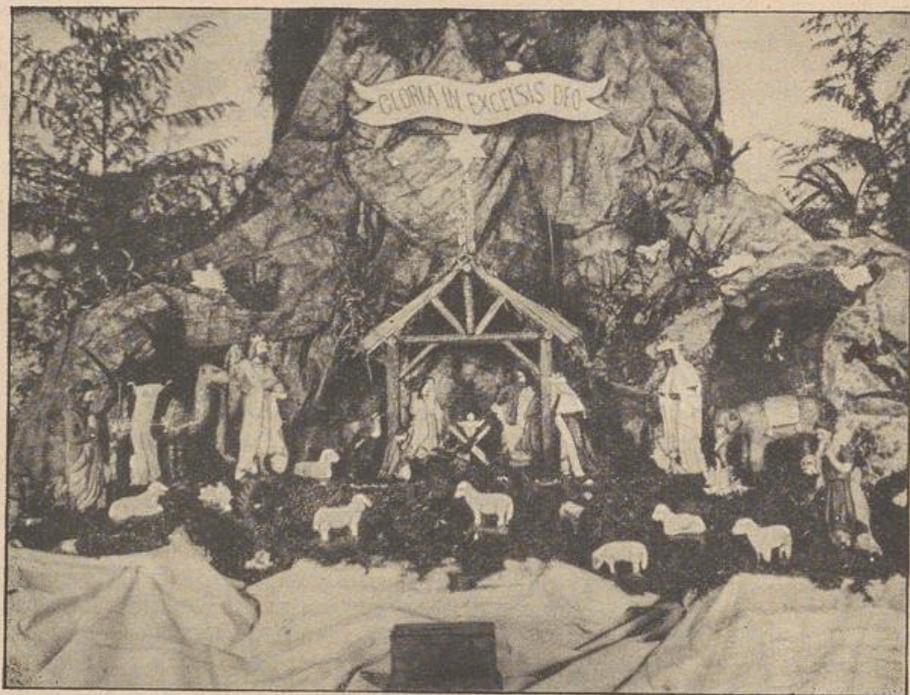
Der Erfinder der Hängebrücken in Europa glaubt sicherlich, eine höchst seltsame Entdeckung gemacht zu haben; hätte er eine Rundreise durch Afrika unternommen, dann würde er anderer Meinung geworden sein. Hier gibt es Hängebrücken, vielleicht seitdem Neger im Lande sind. Freilich weisen sie die Pracht derer in Europa nicht auf; indessen sind sie im wesentlichen nach demselben Plane verfertigt, es sind wahre Hängebrücken. Und kann man denselben auch nicht nachrühmen, daß sie fest seien und bequem wie die europäischen, so zeichnen sie sich doch dadurch aus, daß sie schnell hergerichtet werden können und spottbillig sind. Einige starke Lianen werden über den Strom gespannt, auf beiden Ufern an Baumstämmen befestigt, eine Anzahl Knüppel quer daraufgebunden und die schwebende Brücke ist fertig. Zur größeren Eleganz und Bequemlichkeit wird mitunter noch eine Lehne angebracht, das heißt zwei Fuß höher als die Brücke und ein bißchen seitwärts eine andere Liane gespannt, an der man sich beim Passieren mit der Hand halten kann. Diese Lehnen sind sehr lässig; es kann leicht vorkommen, falls man sich zu fest darauf stützt, daß die Lehne zurückweicht und der ungeschickte Passagier dazwischen durchfällt.

Eine derartige Brücke war die oben erwähnte Mkatabrücke; nur statt wie gewöhnlich zwei Fuß über dem Wasser zu schweben, lag sie jetzt zwei Fuß unter dem Wasser. Gleichviel, ich war wenigstens froh, daß sie noch da war, denn ich weiß nicht, wie ich ohne sie über den Strom geseht hätte. An das Hinüberschwimmen war diesmal angesichts der Unmasse der vorhandenen Krokodile nicht zu denken.

Der Übergang war nicht ohne Gefahr; es bedurfte großer Vorsicht. Ich entledigte mich also vorläufig meiner Stiefel, meines Abergiebers und alles dessen; was mir im Falle eines ungewollten Bades hätte hinderlich sein können,

sodann betrat ich das schwankende, unsichtbare Brückending. Da hieß es, bei jedem Schritt erst vorsichtig nach dem Querholz tasten, worauf der Fuß setzen sollte — ein wahrer Seiltanz! Wenn ich eine Stimme im Kapitel unseres Mutterhauses hätte, würde ich den Antrag stellen, daß alle für Ost-Afrika aus-ersehenen Missionare das Schwimmen und das Seiltanzen lernen müßten. Mit diesen zwei Künsten würden sie sich aus mancher mißlichen Lage heraushelfen.

Glücklich hatten wir alle das entgegengesetzte Ufer erreicht und gelangten nun auch nach wenigen Minuten in das Dorf, welches ebenfalls Mkata heißt. Der Häuptling, ein herzoguter Mensch im übrigen, verbringt seine Zeit mit Pombe-Trinken. Als ich bei ihm vorsprach, war er sternhagelvoll. Da er aber auch im Rausche seine Gemütlichkeit nicht verliert, empfing er mich mit nicht enden-wollenden Freundschaftsbezeugungen; und während er mit der einen Hand seien



Selbstverfertigtes Weihnachtskrippchen in Morogoro.

lange Tabakspfeife hielt, von der er sich nie trennt, faßte er mich mit der anderen am Arm und führte mich durch das ganze Dorf spazieren, nach einer Herberge suchend, welche des „Nzungu“ (Europäer) würdig wäre. Seine Wahl fiel absonderlich aus. Da er vor Trunkenheit nicht mehr sah, wies er mir eine niedrige, schmutzige Bude an, welche gemeinlich den Ziegen und Schafen als Stall diente. Als meine Reisegefährten dies sahen, schimpften sie das alte Dorfhaupt tüchtig aus:

„Wie! hältst du den Weißen für eine Ziege, daß du ihm ein solches Logis anbietest? Schnell, gib ihm ein anderes, sonst paß auf!“

Nun wurde ich mit einem etwas besseren bedacht. Dasselbe befand sich in einer Hütte, welche aus drei mittels dünner Bambuswände unterschlagenen Abteilungen bestand. In der einen Abteilung logierten des Eigentümers Weiber und Kinder; in einer anderen waren seine Geißen; die mittlere fiel mir zu. Nun aber weiß ich nicht, von welcher Seite, ob von Familien- oder Geißen-quartier, der größte Lärm und der ärgste Gestank zu mir hereindrang, denn beides gab es hochgradig hüben und drüben.

Zwei Tage und drei Nächte mußte ich in Mkata verweilen, da wiederum

ein anderer Strom, der ohne Hängebrücke war, uns den Weg versperrte und das Dorf selbst zu dreiviertel von den Wassern eingeschlossen war. Diese drei Nächte wurde ich von einem solchen Schwarm Moskiten bestürmt und geplagt, daß ich kein Auge voll schlafen konnte; den Tag über langweilte ich mich in Ermangelung eines Buches zum Lesen und jedweder anderen Zerstreuung fast zu Tode.

Hier begegnete ich einem Araber, der noch weit mehr in Verlegenheit war wie ich, denn er hatte — der arme Kerl! — sein ganzes Harem, 6 Weiber, mit auf die Reise genommen und sein Proviant war am Ausgehen. Noch andere Reisende, welche auf dem nämlichen Wege begriffen waren, trafen in Mikata ein, so daß wir schließlich eine Karawane von 20 bis 30 Mann bildeten, die der Weiterreise entgegenharrten.

Während der dritten Nacht fing das Wasser an, sich zu sehen; am folgenden Morgen packten wir alle auf und beeilten uns, aus dem peinvollen Ungezieferneß fortzukommen. Am obenerwähnten Strom angelangt, fanden wir denselben ebenfalls überbrückt. Hier waren die Äste zweier links und rechts am Ufer stehenden, gegeneinander gekrümmten Bäume mittelst einer starken Liane zusammengebunden. Zwei Neger, welche tags zuvor von der Küste kamen, hatten das Kunstwerk verfertigt und waren glücklich darüber geturnt. Für Reisende, welche wie wir mit Gepäck beladen waren, war indes dieser geniale Übergang nicht praktisch; er war es noch viel weniger für arabische Damen; wir mußten einen anderen herrichten. Die Männer gingen, hieben Äste von den Bäumen ab und zogen damit eine Art von Wehr durch den Strom. Sodann bildeten sie die Kette von einem Ufer zum andern und langten sich das Gepäck, welches vorläufig in kleinere Bündel zerlegt worden war, einer dem andern zu. Als letztes Gepäck wurden die sechs arabischen Weiber hinüberbefördert. Der erste der Neger faßte eine derselben so gut es ging, reichte sie seinem Nachbarn, dieser dem andern und so fort; dann kam die Reihe an die zweite, an die dritte, bis an die sechste. Die edlen Damen waren bald über dem Wasser, bald darin, bald darunter, je nachdem sie leichter oder schwerer waren und der sie in Empfang nehmende Träger über mehr oder weniger Geschicklichkeit und kräftige Sehnen verfügte. Ich stand am anderen Ufer, schaute dem Spektakel zu und lachte halt, wie alle anderen, recht herzlich. Nur die Damen lachten nicht; bei jeder neuen Eintauchung schrien sie vor Schreck, daß die ganze Gegend davon gellte, und schämten sich, wenn sie auf der anderen Seite anlangten, fast bis zu Tränen, sowohl ob der unfreiwilligen Bäder, als auch ob ihres übermäßigen Schreiens und des schadenfrohen Gelächters der unbarmherzigen Männerwelt.

Am jenem Tage fanden wir weniger Wasser, weil der Boden schon allmählich gegen die ersten Ausläufer des Morogorogebirges hin zu steigen begann. Meine guten Leute wollten sich das Vergnügen einer Giraffenjagd leisten, waren aber nicht glücklich dabei, denn diese hochbeinigen und langhalsigen Vierfüßler gewahren den Jäger von weitem, und wenn sie einmal Reißaus nehmen, dann ist es verlorene Mühe, ihnen nachzusehen. — Der andere Tag sollte der letzte meiner Abenteuer sein.

Der Himmel war schön und heiter, ich hoffte, diesmal einen angenehmeren Weg zu finden, als bisher; allein ich überzeugte mich bald vom Gegenteil.

Kaum hatte ich das Dorf, wo ich übernachtet hatte, verlassen, fing das Hochgras an. Nach fünf Minuten war ich schon bis auf die Haut durchnäßt und nach zwanzig Minuten war bereits eine solche Menge Tau an mir herabgeträufelt, daß die Stiefel bis oben voll Wasser waren. Statt dieselben auszuziehen, was zum ersten sehr schwer und zum andern sehr langwierig gewesen wäre, zumal die Operation jede Viertelstunde vorgenommen werden mußte, legte ich mich einfach auf den Boden, hob ein Bein in die Höhe, dann das andere und ließ in dieser Positur die Wasserbehälter leerlaufen. Eine Lust war es, zu sehen, welche Quantität Wasser jedesmal da heraustram.

Zu guter Letzt gesellte sich zum Tau auch noch der Regen und es regnete stundenlang. Inzwischen gelangten wir an den Geringere. Um hinüberzukommen, mußten wir wiederum bis an den Hals durchs Wasser waten. Jetzt aber wurde

ch durch die Lichtung des Waldes die Wohnungen unserer Mission gewahr. Dieser Anblick verlieh mir neuen Mut und neue Kraft, und die brauchte ich, denn wir hatten bis dorthin noch manche böse Meile Weges zu machen. Morogoro liegt in einem Tale am Ufer eines Baches, welcher gewöhnlich nicht über zwei Fuß Wasser hat. Diesmal war es kein Bach mehr, sondern ein reißender Fluß, der weithin Feld und Gebüsch überschwemmt hatte. Ein Mann auf der anderen Seite zeigte uns eine Stelle, wo man noch Grund fand. „Aber,“ bemerkte er, „hütet euch wohl, nach rechts oder nach links zu weichen, denn auf beiden Seiten ist der Strom sehr tief.“

Einer meiner Träger, ein starker Neger von hohem Wuchs, machte sich erböig, sämtliches Gepäck hinüberzuschaffen. Er trug es in der Tat, Stück für Stück, dasselbe mit allem Kraftaufwand über seinem Kopfe haltend — das Wasser ging ihm stellenweise bis an die Augen — an das andere Ufer; meine übrigen Reisegefährten und ich zogen es vor, hinüberzuschwimmen.

Was den Araber und seine sechs Weiber betrifft, waren sie, ich weiß nicht wo, auf dem Wege zurückgeblieben.

Nachdem wir uns noch eine Strecke durch Schlamm und Wasser hindurchgearbeitet hatten, erreichten wir endlich die Anhöhe von Morogoro und bald darauf unser liebes Heim. Ich für meinen Teil sah aus schmutzig wie ein Mohr, war hungrig wie ein Wolf und sterbensmüde. Im übrigen jedoch war mein Gesundheitszustand ein ausgezeichneter. Weder während noch nach der Reise fühlte ich das geringste Fieber. Nach zwei Tagen Ruhe nahm ich meine gewöhnlichen Arbeiten wieder auf, wie wenn nichts geschehen wäre.“

Es ließe sich auch hier wiederum fragen, wie es möglich war, unter derartigen Umständen eine solche Reise zu machen. Pater Gommenginger gibt selbst die Antwort:

„Ein Missionar kann nicht machen wie er will, er muß machen wie er kann. Hätte ich früher abreisen können, so würde ich es getan haben. Und was meine Rückkehr betrifft, so ließ meine Pflicht es nicht zu, dieselbe weiter hinaus zu schieben. Ich hatte in Morogoro einen jungen Pater zurückgelassen, der erst kürzlich aus Frankreich gekommen, noch nicht akklimatisiert und also der Gefahr ausgesetzt war, vom Fieber ergriffen zu werden; auch der Bruder war erst neulich angekommen und kränkelte. Deshalb und noch aus anderen triftigen Gründen konnte ich nicht länger ausbleiben. Zudem hätte ich nichts gewonnen, wenn ich länger gewartet hätte; denn noch sechs Wochen dauerten die sündflutartigen Regenströme und blieb das Land unter Wasser stehen. Hinsichtlich der Klugheit, so wiederhole ich, was ich schon früher einmal gesagt habe: Klug muß man sein, aber nicht übermäßig klug, sonst leistet man hierzulande nichts. Ein Klugheitskrämer würde sich heute durch die Sonne, morgen durch den Regen, übermorgen durch den Wind oder etwas anderes aufhalten lassen, und derweilen verginge die Zeit, ohne daß er etwas getan hätte. Wenn der Augenblick gekommen ist, voranzugehen, dann voran und Gott befohlen! — Das ist die Klugheitsregel des Missionars; sie ist kurz, praktisch und genügt. Aus Erfahrung weiß ich, daß man damit überall durchkommt.“



Gebetserhörungen.

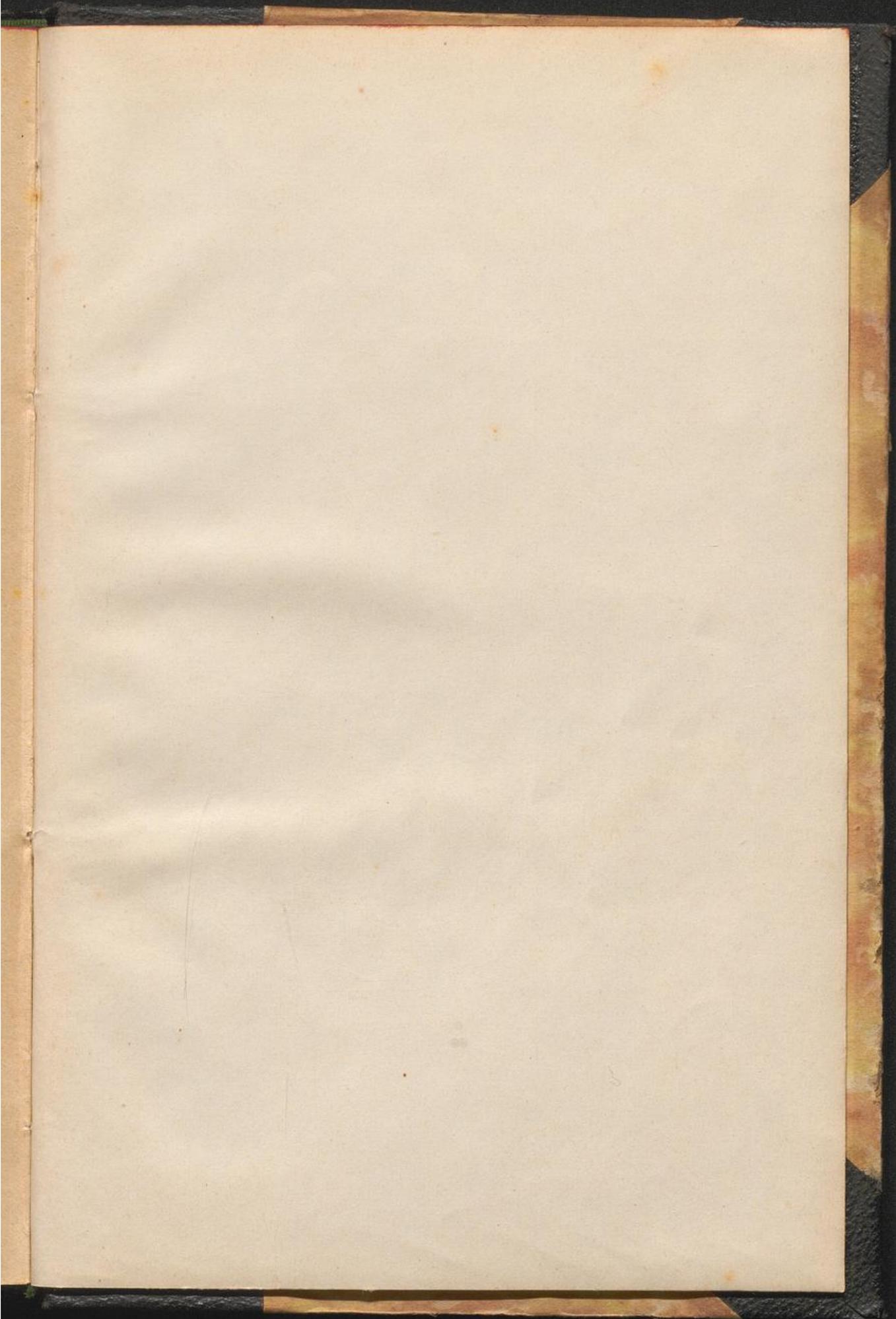
Der heiligen Familie und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei hiermit inniger Dank gesagt für auffallende Hilfe in schwierigen Wohnungsverhältnissen. Veröffentlichung war versprochen.

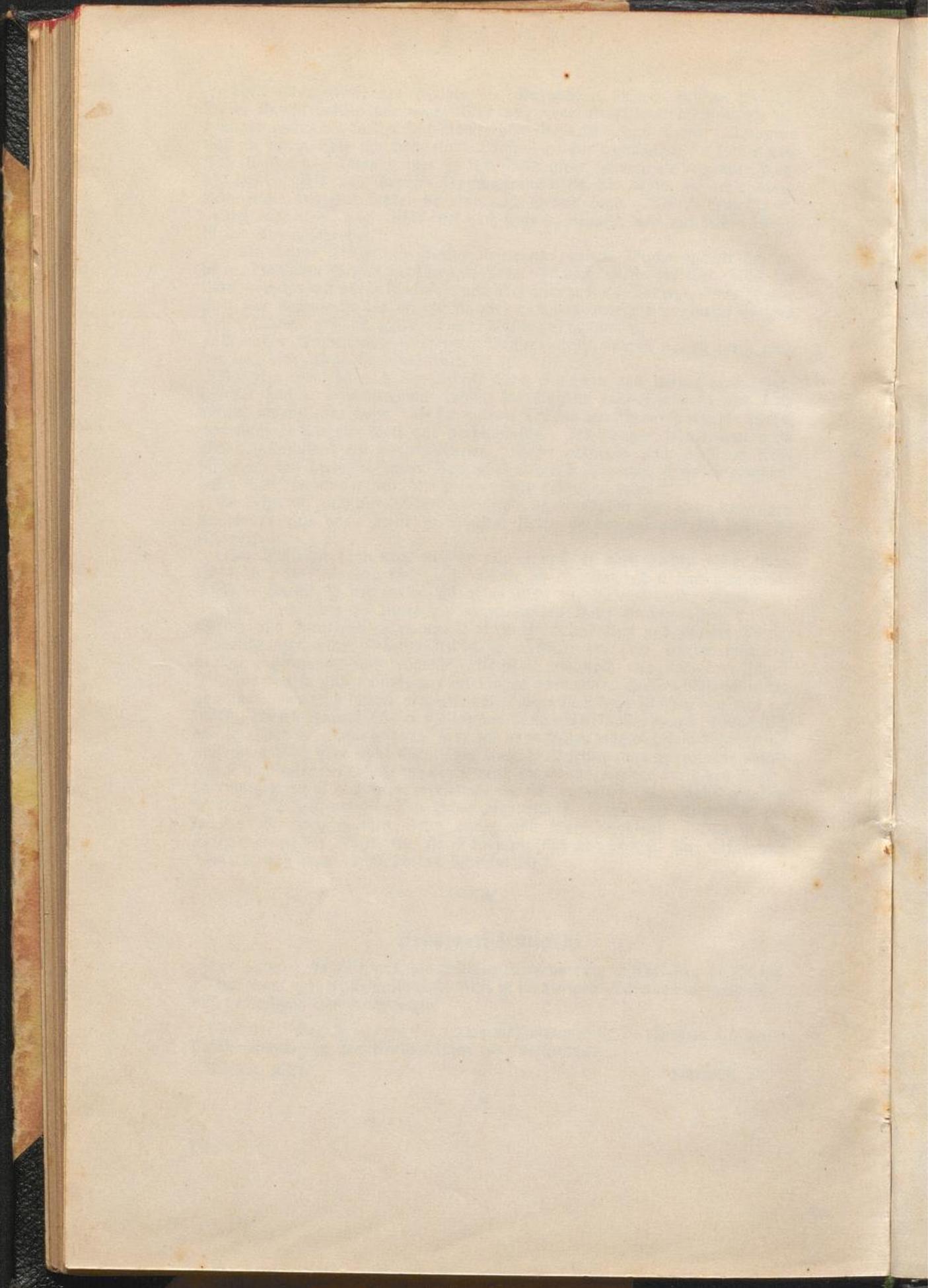
Dank der lieben Frau von der immerwährenden Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung in den Caritasblättern war versprochen.

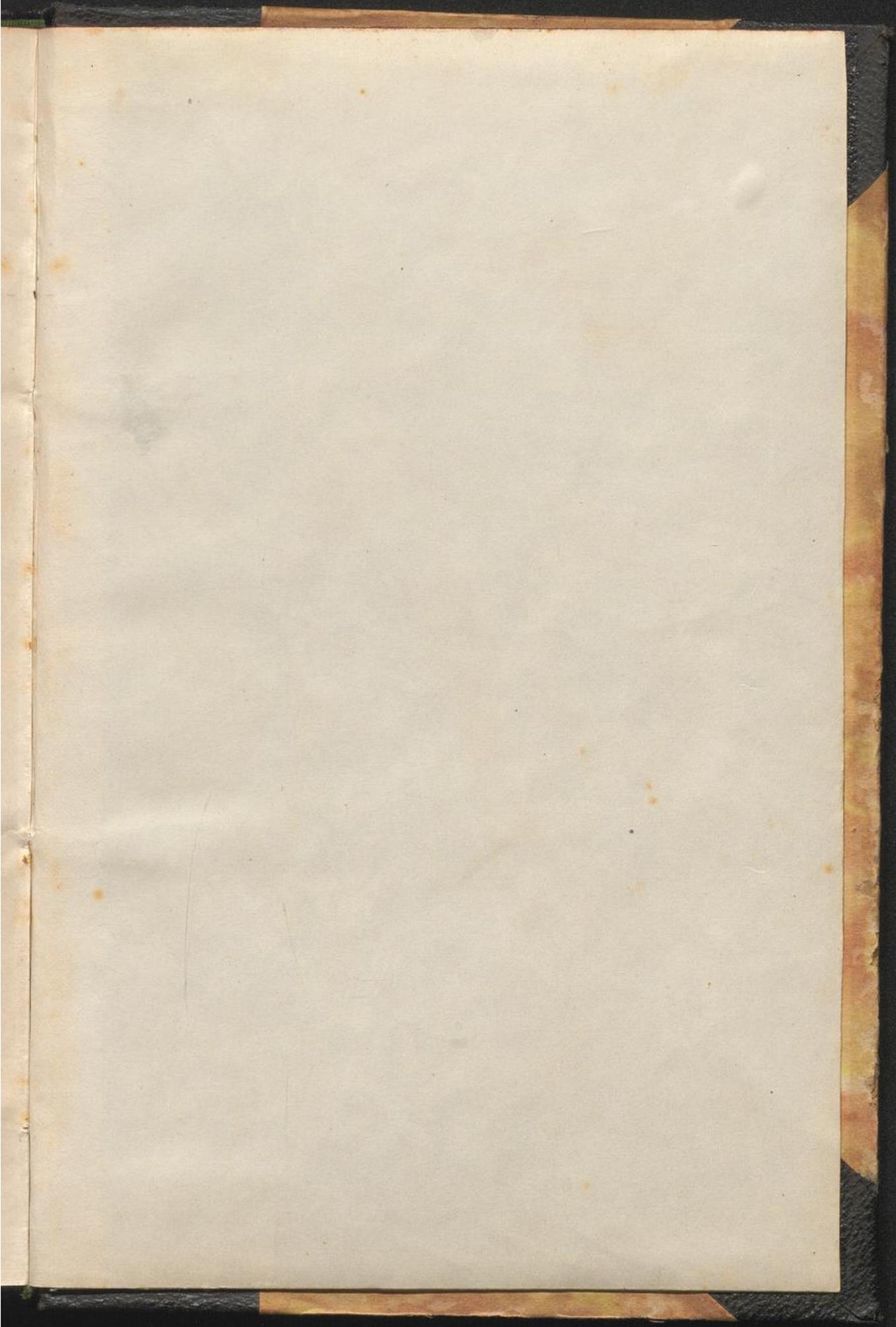
Eiteaug 1927.

Schw. M. A.

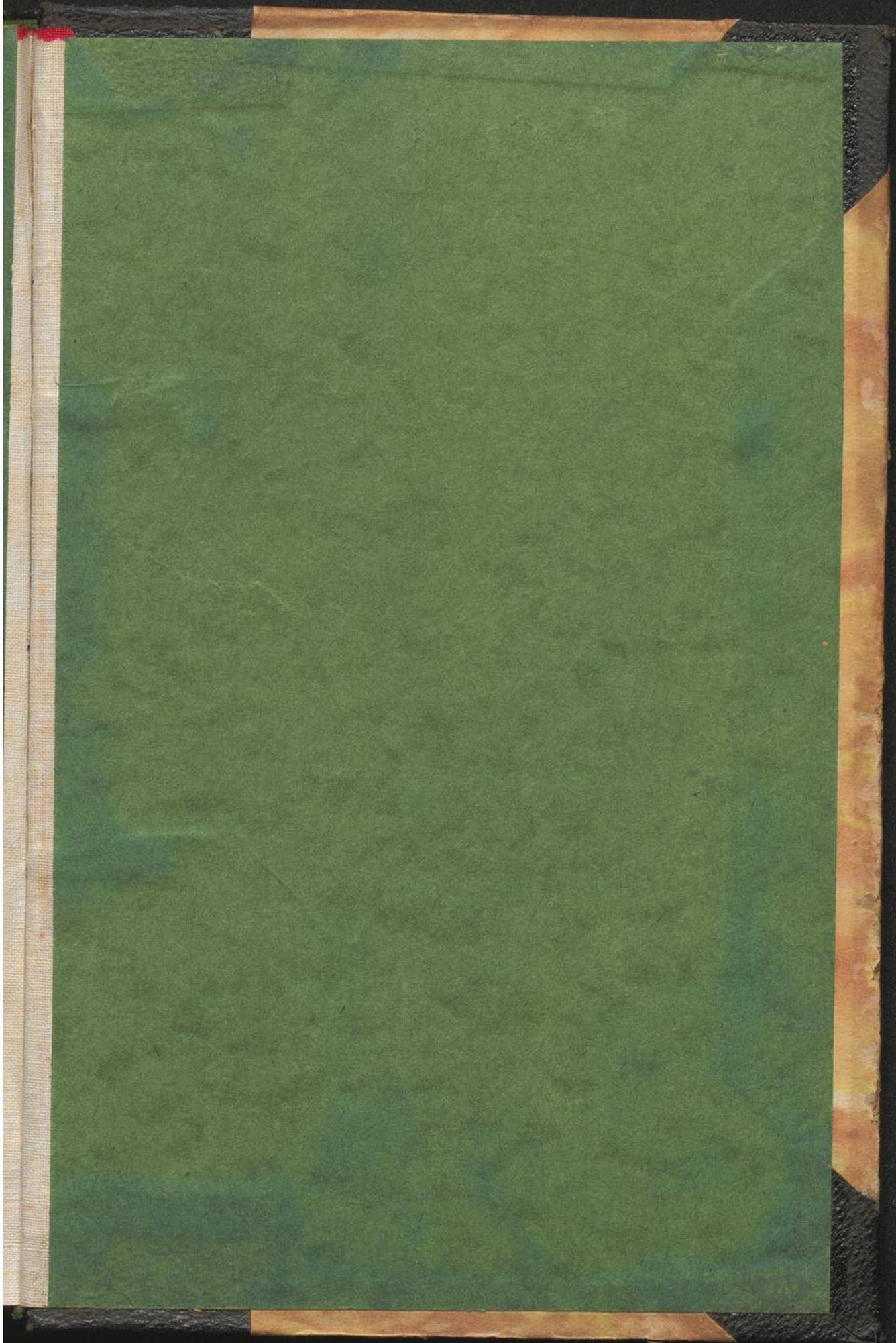












Carita
1926

itasblüten
926/27